

# Die schöne Seele

Autor(en): **Matutti**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634947>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

## Die schöne Seele

Märchen von Matutti

Es war eine Frau, die hatte äußerlich allerlei an sich, das den Leuten nicht gefiel. Sie wußte sich nur schlecht zu kleiden, und ihre wenigen Freundinnen, die sie nachsichtig lobten, wenn sie ein neues Kleid anzog, oder ein buntes Tuch um den Kopf schlang, oder einen Hut aufsetzte, verschwiegen sich insgeheim nicht, wie ungeschickt die gute Frau sei und mit welchem Unrecht sie sich etwas auf ihren Geschmack einbildete. Die Wahrheit war, daß sie von allerlei schönen Dingen wußte, die Kleider aber nicht zu den wichtigsten Dingen des Daseins zählte und darum nur obenhin an ihre äußere Erscheinung dachte und für sich selber wenig Zeit verwendete.

Wie mit den Kleidern, so hielt sie es auch mit allen andern Angelegenheiten der äußern Welt. Sie hatte wohl einen Staublappen angeschafft, um die Wohnung sauber zu halten, aber jedes Möbel lag unter einem grauen Schleier, wenn nicht zufällig ein Windzug Zutritt fand und darüber blies. „Seht doch“, sagte Frau Maria, „wie das silberig glänzt! Man sollte nur den Staub gleichmäßig liegen lassen und sich daran gewöhnen. Ich finde, eine abgestaubte Wohnung sieht nüchtern aus!“

Frau Marias Mann sagte darauf: „Und ich finde, du bist sozusagen betrunken! Jedermann fegt den Staub fort, und nur du bist der Ansicht, man sollte ihn liegen lassen. Zur Strafe wirst du in der Hölle ewig Staub schlucken müssen!“

Es gab zwischen Maria und ihrem Manne einen langen Krieg um dieser unterschiedlichen Anschauungen willen. Und niemand vermochte den Streit zu schlichten, denn die Überzeugungen, die beide mitbrachten, gingen bis auf den Grund ihres Wesens und konnten nicht verleugnet werden, nicht von ihr und nicht von ihm. Man muß aber beifügen, daß der Mann geduldig war und meistens schwieg, wenn seine Seele zu kochen drohte. Doch fiel ihm das Schweigen nicht schwer, weil er meistens nicht zu Hause war und außerdem Geld genug besaß, um jederzeit ausreisen zu können. Er fragte auch nicht danach, wieviel Geld Frau Maria brauche und bewilligte ihr alles, was sie anzuschaffen beehrte, und sie nahm deswegen an, daß er sie liebe.

Worüber sich der Mann am meisten ärgerte, das war, wie sie in der Küche wirtschaftete. „Ich koche gern“, sagte sie. „Nichts tu ich auf der Welt lieber als kochen!“ Und wirklich, wenn ein gutes Gericht über dem Feuer brodelte, genoß sie den Duft, als ob er einem Altar entsteige und berufen sei, die Götter gnädig zu stimmen. Desgleichen roch sie an jedem Apfel und an jeder Orange, bevor sie ans Schälen oder ans Essen ging, und ein neues Glas mit Weichselkonfitüre konnte sie in der Hand halten und die Farbe bewundern und das Aroma einsaugen, wie dies nur ein ganz glückliches Kind kann.

„Mir ist oft, man könne sich zur Hälfte vom Duft ernähren“, sagte Maria. Und ihr Mann gab ihr darauf die grobe Antwort: „Das ist aber auch notwendig, wenn jede Schüssel zur Hälfte taputt geht!“

Der Grund für diese bissige Redensart lag darin, daß Frau Maria keine Speise genoß, die vom vorübergehenden Tage stammte. „Es riecht nach gestern“, bemerkte sie und verzog den Mund. Ober: „Die Konfitüre hat den Zwiebelgeruch angenommen!“ Nein, sie konnte unmöglich etwas anderes als ganz frische

Sachen essen. Lieber würde sie gehungert haben. Ihr Mann spottete und drohte ihr mit einer Hungersnot, die der Himmel strafweise über sie verhängen werde. Oder er lobte ihre weiße Haut und hänselte voll süßer Giftigkeit: „Kein Wunder, wenn man zur Hälfte vom frischen Orangen-Aroma lebt! Wie könnte auch etwas Unsauberes ins Blut kommen! Nicht einmal Zwiebelgeruch an einem Apfel erlaubt dein nobler Magen deiner Zunge!“

Es gab aber noch einen andern Streitgegenstand zwischen Maria und ihrem Manne, der schlimmere Folgen haben sollte als ihre Wirtschaft in der Küche. Maria konnte nicht aufräumen und nichts wegwerfen. Sie hatte sich niemals angewöhnen können, Kleider, Bücher, Zeitungen, Konservenbüchsen, leere Flaschen, Federhalter, Tinte oder was auch war, sofort auf die Seite zu schaffen, wenn sie nicht mehr gebraucht wurden. Sie gestand selber, daß sie eine Stube, die sie zwei Tage vernachlässigt hatte, oder einen Korridor, in welchem eine Unordnung entstanden war, nur noch mit Grausen betreten könne. Und wenn sie einmal eine Ecke ihres Zimmers mit Flickarbeit überlegte, blieb sie zwischen Garn, Tuchsegen, einem Haufen Strümpfen, halbausgeleerten Körbchen mit Nadeln, Knäueln, Knöpfen und derlei Dingen sitzen, bis sie keinerlei Aussicht mehr hatte, in den Wirrwarr Ordnung zu bringen.

„Ich weiß einfach nicht, wie andere Frauen mit ihrer Arbeit durchkommen . . . und wie sie für alles Platz haben“, sagte sie zu ihrem Manne. „Du gibst doch zu, daß ich wenig Platz habe!“

Da ließ der Mann ein neues Zimmer anbauen, und als Frau Maria nach einem Jahr abermals über Platzmangel klagte, ein zweites, und dann ein drittes. Und da er Geld genug hatte, baute er jedes Jahr ein neues Zimmer oder eine neue halbe Wohnung. Nach fünfzehn Jahren war das Haus sehr groß geworden. Aber die ältesten Räume gleichen verwunschenen Gemächern eines Zauber Schlosses; Maria hatte überall abgeschlossen und die Schlüssel versteckt. „Da drinnen wohnt das Grauen“, sagte sie und wollte nicht, daß der Schlosser komme und die Türen öffne.

Dann kam der Moment, wo der Mann, der sich unterdessen weit weg von seiner Frau eine Zelle hatte bauen lassen, kaum viel größer als ein Bienenhaus, unerwartet starb. Und in diesem Moment stellte es sich heraus, daß er nichts mehr befehlen als das große Haus seiner Frau mit allem, was darin war, und als die kleine Zelle mit dem einzigen Bett und dem Schemel, auf dem eine Kerze und ein Spiritusapparat standen. Und noch etwas kam an den Tag: Als Frau Maria ihren Reichtum zu verkaufen versuchte, fanden alle Käufer, daß sie nichts als Gerümpel besitze. Voller Gram verließ Maria das Haus, in welchem sie nur noch zu hungern Aussicht hatte, und machte einen schwachen Versuch, als Magd unterzukommen. Aber sie hatte alles verlernt, was Mägde können müssen, und es war ihr ein Trost, als der Tod sie fand.

„Komm“, sagte der Tod, „du bist ja nicht von dieser tüchtigen Welt und taugt auch nichts in ihr. Du hast eine schöne Seele und bist dort daheim, wo es keinen Staub und keine schalen Reste gibt . . .“